



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Beusts Erinnerungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anhängig gemacht und der von einem ungeschickten Richter verurteilt worden ist, diesem kann doch niemals ein mutwilliges oder leichtsinniges Prozessiren vorgeworfen werden, wenn er zur Abwehr des ungerechten Angriffs und zur Beseitigung des ungerechten Urteils ein Rechtsmittel ergreift.

Der deutschen Reichskasse und den deutschen Staatskassen werden einige tausend Mark entgehen, wenn die angefochtene Bestimmung des § 90 aufgehoben wird; aber so bettelarm ist doch gottlob weder das Reich noch irgend ein deutscher Staat, daß er nicht diesen Ausfall einer ungerechten Einnahme ertragen könnte. Also fort damit — olet!



Beusts Erinnerungen.



ätte das Geschick dem Grafen Beust noch ein halbes Lebensjahr gewährt, so dürfte man kein Bedenken tragen, ihn als die Ausnahme zu bezeichnen, welche den bekannten solonischen Satz bestätigt. Daran würde es auch nichts ändern, falls etwa das Erscheinen seiner Denkwürdigkeiten unangenehme Folgen für ihn gehabt hätte; die würden ihm nur als neue Beweise dafür gedient haben, daß es sein Loos sei, verkannt und mit Undank belohnt zu werden. Und dennoch wäre er glücklich zu preisen? Gewiß. Wenn jemand mit siebenundsiebzig Jahren auf ein ereignis- und wechselvolles Leben, auf vierzig Jahre Anteil an der praktischen hohen Politik zurückblickt, und im Grunde genommen nicht einen Fehler, nicht einen Mißgriff, nicht einen Irrtum auf seiner Seite zu entdecken vermag, vielmehr immer wieder konstatiren muß, daß Verblendung oder böser Wille seine weisen Absichten durchkreuzt haben, und wenn, wie er wiederholt versichert, alles Unrecht und aller Undank, die er erfahren hat, ihn nicht im Denken und Handeln zu heirren, ja kaum seine Laune zu trüben vermochten, dann ist man doch genötigt, ihn zu bewundern oder zu beneiden. Der gläubige Leser des zweibändigen Werkes Aus drei Vierteljahrhunderten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Friedrich Ferdinand Graf von Beust (Stuttgart, Cotta) kann nicht anders als nach Anwenden des letzten Blattes seufzen: Wäre Friedrich Ferdinand Graf von Beust vor vierzig Jahren — wenn schon nicht Selbstherrscher, doch wenigstens Großkanzler von Europa geworden, welche Periode des Friedens und allgemeinen Wohlergehens hätten wir durchlebt, auf wie festen Grundlagen stünde dann unsre Hoffnung auf eine ebenso glückliche Zukunft! An den Memoiren Metternichs ist ausgeführt worden, daß

stellenweise offenbar Gedanken, welche sich angeichts vollendeter Thatfachen bei dem greisen Staatsmann eingestellt haben, in Zeiten zurückdatirt worden seien, in denen das Eintreten jener Thatfachen noch nicht vorauszusehen war. Aber welcher Stümper ist Fürst Metternich neben dem Grafen Beust! Wäre er, welcher beabsichtigt war, schon im März 1848 sächsischer Minister geworden, so würde er das Überwuchern der Demokratie in Sachsen verhütet haben, und es wäre mindestens nicht zu dem Maiaufstande von 1849 gekommen. Hätte Fürst Windischgrätz ihn gefragt, so wäre Blum nicht erschossen worden, und „es ist nicht ganz zweifellos, ob ohne diesen Zwischenfall die Abstimmung in der Kaiserfrage die gleiche gewesen wäre,“ wobei nicht vergessen werden darf, daß Friedrich Wilhelm IV. erklärte, die Wahl gebe ihm ein Anrecht; „der Gedanke des Anrechts wurde seitdem nie aufgegeben.“ Folglich: ohne Blums Erschießung auch kein preußisches Kaisertum! Wäre es nach ihm gegangen, so hätte die Zusammenkunft in Olmütz nicht stattgefunden, sondern Osterreich im Verein mit Sachsen und Baiern in Berlin den Frieden diktiert und den Hegemoniegelüsten Preußens ein für allemal ein Ende gemacht. (Er erzählt hier, zu Anfang 1851 habe der damalige Prinz von Preußen ihm gesagt: „Sie wären bis Berlin gekommen, aber wie wieder hinaus?“ „Die Ehrerbietung — jetzt Beust hinzu — verbot mir zu antworten, daß, wenn man drin ist, das Hinausgehen nicht schwer, das Hinauswerfen aber nicht leicht ist.“ Daneben möge nun folgende verbürgte Anekdote einen Platz finden, welche Graf Beust vielleicht auch in Wien gehört haben würde, wenn zu seiner Zeit die beteiligten Personen noch am Leben gewesen wären. In dem Ministerrat oder Kronrat oder wie die Versammlung sonst hieß, in welcher das Ultimatum an Preußen beschloffen wurde, stimmte Marschall Radezky gegen den Krieg und ergab sich mit den Worten: „Nun gut, wenn geschehen muß, was nicht geschehen sollte, so marschieren wir, und in vierzehn Tagen sind wir in Berlin.“ Allein geblieben mit dem Protokollführer, richtete Fürst Schwarzenberg an diesen die Frage, weshalb er vor sich hin gelächelt habe, und dieser legte auf das Drängen des Ministers seinen Gedankengang dar: wir schlagen die Preußen, wir nehmen den Prinzen von Preußen gefangen, wir besetzen Berlin — was dann weiter? Schwarzenberg stuzte einen Augenblick und meinte dann, darüber sich den Kopf zu zerbrechen, sei noch zu früh.)

Fahren wir indessen fort in dem Verlaufe der Weltgeschichte, wie Beust ihn geleitet haben würde. 1852 belehrte er den Kaiser Nikolaus, daß es weise sein würde, den dynastischen Rechtstitel des zweiten Kaiserreiches anzuerkennen. „Der Kaiser ließ sich nicht überzeugen. Wäre es mir gelungen, wie anders wären die Dinge gekommen! Die Frage des bon frère hatte dann kein Objekt mehr, und ohne diese Frage gab es keinen Krimkrieg.“ Während der Londoner Konferenz 1864 bat Beust, Osterreich möge einen Bundesbeschluß auf Anerkennung und Einsetzung des Prinzen von Augustenburg als Herzog Grenzboten II. 1887.

von Schleswig-Holstein veranlassen; alsdann „hätte es kein Kondominium, keinen Gasteiner Vertrag und schließlich keinen österreichisch-preußischen Krieg gegeben.“ Und an anderer Stelle: „Hätte ich in allen deutschen Mittelstaaten Dalwigks zur Seite gehabt, die Organisirung Deutschlands auf Grund der Trias wäre thatächlich ins Leben getreten, und — dies ist meine innigste Überzeugung — wir hätten keinen der drei Kriege von 1859, 1866 und 1870 erlebt.“ Vom deutschen Kriege aber, der ohne seine Schuld zum Ausbruch kam, wollte er wenigstens einen andern Ausgang besorgen. Er bestand darauf, daß das bayerische Heer nach Böhmen geschickt würde; wäre das geschehen, so würde bei Königgrätz Preußen geschlagen worden sein, und das weitere können wir uns denken. Als die Dinge leider eine ganz andre Wendung genommen hatten, sagte er Louis Napoleon und Drouyn de L'Huys, wenn Frankreich nicht einschreite, werde es in fünf bis sechs Jahren Krieg mit Preußen und ganz Deutschland haben. Die Franzosen blieben verstockt, und hatten nachher höchstens die Ausrede, daß der sächsische Staatsmann die Frist zu lang bemessen hatte! 1869 bemühte er sich, die Herzogin von Genua zur Annahme der spanischen Krone für ihren Sohn Tommaso zu bewegen, leider vergeblich, denn „wäre mein guter Rat befolgt worden, so hätte es im nächsten Jahre keine hohenzollernsche Kandidatur und keinen deutsch-französischen Krieg gegeben.“ Daß Tommaso mehr Glück gehabt haben würde als sein Oheim Amadeo, ergibt sich daraus, „daß die Berufung eines fremden Prinzen auf einen vakanten Thron dann am meisten Aussicht auf Dauer bietet, wenn der Berufene minderjährig ist, weil in diesem Fall die Verantwortung und damit die Unzufriedenheit zunächst ihm fern bleiben, sondern (!) die Regentschaft treffen.“ Daß Preußen die Kandidatur des Prinzen Leopold überhaupt zuließ, war unter allen Umständen eine „Provokation“ Frankreichs, „entweder Mißachtung des französischen Nationalgefühls oder Versuch, sich für einen Krieg mit Frankreich einen Bundesgenossen in dessen Rücken zu schaffen. . . . Daß man in Berlin den Krieg vermeiden wollte, wäre nur dann anzunehmen erlaubt gewesen, wenn man von Haus aus die hohenzollernsche Kandidatur von der Hand gewiesen hätte.“ Beust warnte nun in Paris, man möge das Odium des Friedensbruches nicht auf sich nehmen, sich nur gegen den Prätendenten und die spanische Regierung wenden und eine Intervention Preußens abwarten; ebenso vergeblich gab er „den dringenden Rat, die Renunziation des Prinzen als diplomatischen Sieg auszunutzen.“ Den Vorschlag, von Brest oder Cherbourg ein Geschwader auszuschicken, um den etwa nach Spanien segelnden Kronprätendenten abzufangen, nannte man in Paris sogar une scène d'opéra-comique. Beust ist aber durchaus nicht der Ansicht, daß sein Einfall in die „Großherzogin von Gerolstein“ gepaßt haben würde. Erstens stehe derselbe nicht in einer Depesche oder einem vertraulichen diplomatischen Schriftstücke, sondern auf „einem Ottavblättchen“ an den Fürsten Metternich, „daher solche Ausdrücke wie empoigner nicht nach strengem Wort-

laut zu nehmen sind“; dann aber würde eine solche „maritime Demonstration“ den Ernst Frankreichs gezeigt und doch weder Spanien noch Preußen den Vorwand zu einer Kriegserklärung gegeben haben. So zu lesen Band II, Seite 358!

Es wäre von psychologischem Interesse, zu wissen, ob der Verfasser das alles selbst geglaubt hat, als er es niederschrieb.

Natürlich könnte diese Blütenlese noch aus der Zeit seiner österreichischen Ministerschaft um ein beträchtliches bereichert werden. Allein da handelt es sich vielfach um Dinge von lediglich österreichischem Interesse, und dann kommt noch ein anderer Umstand ins Spiel. Von Wien aus verlautet nämlich, daß dort das Erscheinen der Beust'schen Erinnerungen als „Fall Arnim Nummer 2“ bezeichnet und die Wahrheitsliebe des Verfassers bemängelt werde. Um den letzteren Vorwurf beurteilen zu können, müßte man den Dingen sehr nahe stehen. Aber Indiskretionen der stärksten Art, ein mindestens taktloses Hereinziehen der Person des Kaisers müssen jedem auffallen. Wir wollen von den vielen charakteristischen Beispielen nur eins als Beleg herausheben, und zwar indem wir die Worte Beusts unverkürzt wiedergeben.

„Das Drama von Queretaro fiel in die Zeit der großen Pariser Ausstellung, welche durch die Gegenwart des Kaisers Alexander von Rußland und des Königs Wilhelm von Preußen verherrlicht, zugleich auch zu einem europäischen Rendezvous geworden war. Es war von Anfang an die Ansicht, daß der Kaiser ebenfalls die Reise nach Paris unternehmen sollte. Nach dem tragischen Ende des Kaisers Mag erhoben sich Bedenken begreiflicher Art, und der Kaiser erblickte mehr noch als in der tiefen Familientrauer einen Grund der Absage darin, daß Kaiser Napoleon, nachdem er seinen Bruder zur Annahme der Krone veranlaßt, ihn durch Zurückziehung seiner Truppen im Stiche gelassen habe. Als der Kaiser in diesem Sinne sich gegen mich äußerte, erinnerte ich mich des gnädigen Wortes, ich solle ihm stets die Wahrheit sagen. So hatte ich denn den Mut zu dem Einwurf: »Und Hannover!« Der Kaiser Napoleon konnte es nicht auf einen Bruch mit den Vereinigten Staaten ankommen lassen, ebenso war es für den Kaiser [Franz Josef] eine Unmöglichkeit, nach Königgrätz für den König von Hannover einzutreten, trotzdem daß Georg V. aufgefordert worden war, das zu thun, was das Ende seines Königreiches im Gefolge hatte. Der Kaiser war groß genug, um mir diese Aufrichtigkeit nicht zu verübeln. Ich meinerseits war jedoch darauf bedacht, daß der Würde des Kaisers unter solchen Umständen volle Genüge geschähe, und erklärte es für eine Notwendigkeit, daß der Kaiser, wenn er nach Paris gehe, dies in Gestalt eines Gegenbesuches thue“ u. s. w. Mag diese Erzählung wahr sein oder nicht, eine Bemerkung dazu ist wohl überflüssig. Daneben nimmt es sich allerdings sehr gut aus, wenn Beust sich über die „Gefühllosigkeit“ Bismarcks entsetzt, der ihm „im heitersten Tone“ erzählen konnte, wie er den endlosen Reden von Thiers und

Fabre durch Deutschsprechen ein Ende gemacht habe, „denn welche Seelenqualen hatten jene beiden Männer in dieser entscheidenden Stunde zu bestehen!“ Dem Manne mit dem zarten Gefühl würde es freilich lieber gewesen sein, wenn die Szene in Berlin gespielt und Bismarck die Seelenqualen zu empfinden gehabt hätte.

Gegen den Vorwurf der Indiskretion sucht sich Beust schon in der Vorrede und später zu rechtfertigen, im allgemeinen durch den Hinweis auf Poschinger, der ihm überhaupt wie eine schwer verdauliche Speise fortwährend in Erinnerung kommt, im besondern bei Aktenstücken aus seiner sächsischen Periode mit Berufung darauf, daß ihm sein Amtsnachfolger Abschriften zur Verfügung gestellt habe, bei solchen aus bundestäglichen Verhandlungen, daß der Bund nicht mehr bestehe, mithin niemand mehr vorhanden sei, der die Veröffentlichung erlauben oder verbieten könne. Wie es mit den Schriften aus dem österreichischen Ministerium steht, bleibt unerörtert; aber nicht allein die erwähnte Wiener Auffassung seines Vorgehens deutet darauf hin, daß die Bewilligung zur Publikation nicht nachgesucht, geschweige erteilt worden sei. Wenn dem so ist, dann darf man wohl fragen, ob ein Monarch überhaupt noch zu irgend jemand Vertrauen haben könne, wenn sein erster Ratgeber mit solchem Beispiele vorangeht? Geradezu unfaßbar bleibt es, daß Beust Geheimnisse, die nicht seine persönlichen waren, für ein Werk benutzte, welches nicht etwa nach fünfzig Jahren, nicht einmal nach seinem Tode, sondern noch bei seinen Lebzeiten erscheinen sollte. Denn hierüber läßt das Vorwort mit der Anmerkung des Verlegers keinen Zweifel übrig. Als Erklärungsgrund bleibt nur die maßlose Eitelkeit übrig, von der, wie von seiner Vielgeschäftigkeit und seinem Preußenhaß, der Verfasser mehrmals in ironischem Tone spricht.

In diesen wie in andern Punkten bekundet er auffallend geringe Selbstkenntnis. Er versichert, „nicht neugierig“ zu sein, keinen „Hang zur Intrigue“ zu haben, und liefert Beweise für beide Anschuldigungen in Unzahl. Er tadelt sehr ernst die allgemeine Gewohnheit, die Ursache des Unglücks auf andre Schultern abzuwälzen, hat aber niemals geirrt, nur Feinde, falsche oder ungeschickte Freunde oder Untergebene haben das Scheitern seiner Unternehmungen verschuldet. Ein einziges mal, soviel wir uns erinnern, „berent“ er eine Handlung — indessen kann ein oder der andre Fall übersehen worden sein, da wir bekennen müssen, nicht alle die „langen, langen Lehrgedichte,“ welche der eben so schreib- als redselige Staatsmann in Gestalt von Depeschen, Vorträgen und Reden zum Besten giebt, mit der von ihm gewünschten Aufmerksamkeit gelesen zu haben. Aber auch in dem einen Falle ist die Reue nicht am Platze, denn wie nachträglich herauskommt, war es das Verschulden des damaligen Statthalters von Böhmen, daß Beust mit den Tschechenführern unterhandeln mußte ohne Wissen des Ministerpräsidenten Fürsten Auersperg, der sich dadurch bestimmt sah, seine Entlassung zu geben. Beust will bis zum Übermaße versöhn-

lich sein, nie eine Kränkung nachgetragen, jedes fremde Verdienst freudig anerkannt haben, und rügt die Manier, Angriffe auf Personen mit Lobsprüchen auf dieselben einzuleiten. Nun kann man, wenn jemand von ihm gerühmt wird, mit einiger Sicherheit ein herbes Urtheil erwarten, und es ist immerhin bezeichnend, daß unter den Wenigen, welchen uneingeschränktes Lob zu Theil wird, neben dem genugsam bekannten Herrn von Dalwigk, obenan stehen der Minister Bisstra, dessen Beteiligung an finanziellen Unternehmungen es seiner eignen Partei schwer machte, ihn zu halten, Julian Klaczko, der polnische Jude und freiwillige Franzose, der von Beust in das Ministerium gezogen worden war, und auch in dieser Stellung seinen Deutschenhaß nicht zu bezähmen vermochte, und Ignaz Kuranda, der Franzosensfreund. Die meisten andern erhalten mehr oder weniger schlechte Noten, und nicht einmal Herr von Hoffmann, der doch bisher für den wahren Phylades seines Vorgesetzten galt, ist davon ausgenommen. Sehr übel kommen Fürst Auersperg und Graf Andrassy weg, am übelsten natürlich „bei aller Deferenz“ Fürst Bismarck. Was er alles unverblümt oder zwischen den Zeilen dem Manne nachsagt, welcher das Verbrechen begangen hat, sein Nachfolger zu werden, ist kaum zu glauben, sogar für den Tod des Botschafters Baron Rübek macht er ihn verantwortlich, weil Andrassy diesen nach Rom, anstatt, wie Beust wollte, nach Konstantinopel geschickt hat. Dem deutschen Kanzler kann er natürlich nicht verzeihen, in der Ausübung seiner providentiellen Mission gehindert worden zu sein. Bald empört ihn Bismarcks „Machiavellismus,“ bald sein „beispielloses Glück,“ bald seine deutliche Ausdrucksweise. Weiter zerbricht er sich den Kopf, weshalb Bismarck ihn „hasse,“ und empfängt von Savigny die ebenso einleuchtende wie ansprechende Erklärung: „Verschmähte Liebe.“ Köstlich ist folgende indirekt gegen seinen großen Rivalen gerichtete Stelle. In dem Buche „Unser Reichskanzler“ sagt Moritz Busch mit Beziehung auf die Depesche, in welcher Beust die Sendung des Grafen Tauffkirchen beantwortete: „Was dieser [Bismarck] dazu gesagt hat, erfahren wir nicht. Vermuthlich bewunderte er den guten Stil, in welchem der Wiener Herr Kollege ihm für sein Entgegenkommen Sottisen sagte“ (Bd. I, S. 438). Dazu bemerkt Beust: „Ich will nicht in den gleichen Ton verfallen, allein mit mehr Recht ließe sich behaupten, daß das Tauffkirchensche Angebot ein angenehmer Scherz gewesen sei,“ und vergleicht dann die angebotene Garantie der deutschen Provinzen Osterreichs mit „der Garantie, welche der italienische Räuberhauptmann dem Reisenden gegenüber, der sich mit ihm verständigen will, übernimmt.“ Augenscheinlich haben Eitelkeit und Neid den Mann so verblendet, daß er sich keine Rechenschaft mehr über das gab, was er in die Öffentlichkeit schicken wollte.

Wir sprachen von providentieller Mission. Daß Beust sich eine solche beigegeben hat, ist keine Frage: er sollte den Deutschen Bund erhalten, aber im Sinne der Triasidee umbilden. Deutsch hat er niemals empfunden, sondern

nur ſächſiſch, und weil der Partikularismus innerhalb des alten Bundes fröhlich gedieh, überhaupt nur innerhalb einer Verfaſſung gedeihen konnte, welche das Ganze zur Ohnmacht verurteilte, darum hielt er an dieſer Form im weſentlichen feſt, nur mit der Verbeſſerung, daß er als ſächſiſcher Miniſter und geborener Vertreter der dritten Staatengruppe ebenſo viel zu ſagen hätte, wie die Miniſter von Öſterreich und Preußen. Angeblich war er für den Bund ſo eingenommen, weil ſich niemand auf der Welt durch ihn beunruhigt fühlte, während er angegriffen eine unüberwindliche Widerſtandskraft entwickelt — hätte. Dieſe Lehre wurde im Frühſommer 1870 durch ſeine Organe verbreitet, und noch 1886 bekennt er ſich zu derſelben. Die „übermächtige, gebietende Stellung“ Deutschlands nach dem Kriege erfüllt ihn mit patriotiſcher Sorge, und damit dieſem Unglück vorgebeugt würde, hätte natürlich die übermächtige gebietende Stellung Frankreichs aufrechterhalten werden müſſen. Ja er fragt höhniſch, was der Sachſe davon habe, daß jetzt mit auf ſeine Koſten eine Flotte dem deutſchen Namen Reſpekt verſchafft. Wie ſchade, daß er nicht mehr hat ſehen können, wie in den letzten Februartagen ſeine ſächſiſchen Landsleute gegen eine ſolche Spießbürgergeſinnung Zeugnis ablegten! Aber nicht allein für das deutſche, für jedes Nationalgefühl mit Ausnahme des franzöſiſchen geht ihm alles Verſtändnis ab. Ohne Februarrevolution keine deutſche Bewegung, keine Nationalverſammlung, kein Kleindeutſchland, und ohne das Einſchreiten der katholiſchen Mächte für die Aufrechterhaltung der Kantonalverfaſſung in der Schweiz keine Februarrevolution — ſo dozirt er. Wie ſehr das deutſche Volk von dem Einheitsgedanken erfüllt war, viel früher und viel allgemeiner als von der Sehſucht nach einer „Konſtitution,“ davon ſcheint er nie etwas bemerkt zu haben, und läßt daher bei ſeinen vielen Wahrſcheinlichkeitsrechnungen die Möglichkeit ganz außer Acht, daß durch einen andern zufälligen Umſtand als die Schüſſe am 24. Februar der Stein ins Rollen gebracht werden konnte. Wir haben ſchon oben von der unerhört kleinlichen Auffaſſung Notiz genommen, daß das an Blum vollſtreckte Todesurteil das preußiſche Kaiſertum ins Leben gerufen habe; noch in all den Differenzen bis 1852 ignorirt er die unüberbrückbare Kluft, welche durch Proklamirung der Kremſierer Verfaſſung zwischen Öſterreich und einem geeinigten Deutschland aufgeriſſen worden war. Die ſpättere nationale Bewegung möchte er einfach auf ein preußiſches revanche pour Olmütz zurückführen. Und dementsprechend beurteilt er die italieniſchen Dinge. „Nach Novara hätte Öſterreich handeln müſſen, wie Bismarck nach Königgrätz,“ dann wäre Italien glücklich der geographiſche Begriff geblieben. Und bei dieſer Kritik der italieniſchen Politik Öſterreichs begegnet ihm das Mißgeſchick, daß er die deutſche Politik Preußens rechtfertigt, ohne deſſen gewahr zu werden: der Fehler Öſterreichs war nämlich, wie er auseinandereſetzt, daß es die italieniſchen Fürſten gewähren ließ und ſie dann ſchützen mußte, während es ſie hätte „bevormunden“ ſollen!

Nachdem Beust aufgehört hat, Sachse zu sein, giebt er sich, wie man anerkennen muß, redliche Mühe, Österreicher zu werden. Freilich stellt er sich einen solchen Umwandlungsprozeß leichter vor, als er ist. „Es hätte einer meinem ganzen Wesen fremden Ziererei (!) bedurft, um mit der Annahme der an mich gelangten Berufung zu zögern.“ Aber die Folge hat gelehrt, daß mit der ohne „Zögern“ angelegten österreichischen Uniform und mit der Beobachtung der österreichischen Dinge von Dresden aus doch nicht alles gethan war; er selbst freilich begreift garnicht, daß er den Österreichern immer ein Fremder bleiben konnte. Schreibt er doch manchmal ein Deutsch, welches er weder auf der Kreuzschule noch auf der Universität Göttingen gelernt haben wird: „ich bin gestanden, wir hatten uns begegnet, ich erinnere mich darauf“ u. dergl. m.; und das gelegentliche Geistreicheln verrät wenigstens den guten Willen, sich nach Wiener Feuilletonmustern zu bilden. Hier kam ihm natürliche Neigung zu Hilfe. Denn unter seinen „Aufzeichnungen“ findet sich auch jedes Witzwort, welches er einmal angebracht hat, selbst wenn es unter die Marke Kalauer fällt, und mit besonderm Behagen werden „Quatrains“ mitgeteilt, die wohl mitunter an Gramonts opéra comique erinnern.

Wir dürfen auch nicht unterlassen, der Art zu gedenken, wie Beust, nicht immer mit Grazie, über Episoden hinweggleitet, in denen weder seine Gabe der Weisagung, noch seine überlegene Staatskunst zur Erscheinung gekommen ist. Die Reaktivirung der ständischen Vertretung in Sachsen war „gerechtfertigt,“ weil das Wahlgesetz von 1848 nur provisorischen Charakter hatte, wogegen die Beseitigung der österreichischen Verfassung von 1849 mit Recht als ein verhängnisvoller Fehler bezeichnet wird; die Universität Leipzig mußte vergewaltigt und so ausgezeichnete Kräfte wie Zahn, Haupt u. s. w. beraubt werden, weil ihr Widerstand dem Ministerium lästig war; die Nichtbestätigung von Stadträten, weil sie dem Nationalverein angehörten, bedarf gar keiner Rechtfertigung. Als Entlastungszeuge gegen den Vorwurf der Reaktion wird — Herr Bebel aufgerufen, der einmal im sächsischen Landtage der Regierung seine Anerkennung ausgesprochen hat, aber nur für die Zeit von 1861 bis 1866, in welcher Beust bekanntlich „liberal“ war. Preußens Hilfe im Mai 1849 war „selbstverständlich,“ da Friedrich Wilhelm IV. den König von Sachsen aufgefordert hatte, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen; folglich war Sachsen nicht zur Dankbarkeit verpflichtet, sondern umgekehrt Preußen, für das Sachsen die Kastanien aus dem Feuer geholt hatte. Die Veröffentlichung des Abschiedsbriefes des Königs Johann an Beust noch während der Friedensverhandlungen, die damals so böses Blut machte, kann nicht durch Beust veranlaßt worden sein, weil — der Brief in der „Wiener Zeitung“ abgedruckt war, welcher Beust damals nichts zu befehlen hatte. Wen das nicht überzeugt, der ist freilich nicht zu überzeugen. Wer aber den Brief der „Wiener Zeitung“ überlassen hat, das scheint unser Autor nicht ermittelt zu haben, als er die Macht dazu besaß.

Gramonts Mitteilungen über österreichische Versprechungen sind „Schwindel,“ das berüchtigte *Nous considérons la cause de France comme la notre* kommt auf Rechnung eines ungeschickten Konzipienten. Die Befestigung der Ennslinie im Sommer 1870 wird mit keinem Worte erwähnt, und auch an das famose türkische Lotterieanlehen erinnert sich der Verfasser nicht, es müßte denn in folgendem denkwürdigem Passus mitgemeint sein. Eine Anmerkung zu der Erzählung von der Teilnahmslosigkeit Wiens bei seinem Sturze beginnt: „Man hat versucht, den Umschwung mit gewissen mir zur Last gelegten Geldgeschäften zu erklären. Ich will diesen widrigen Gegenstand nicht ganz unbeachtet lassen. Denen, welche jene Behauptung aufstellten, ist zunächst vorzuhalten, daß selbst wenn die angebliche Verschuldung eine wirkliche gewesen wäre, die Schuld der Dankbarkeit, eine Schuld, die ich nie eingeklagt, zu der man aber bei meinem Rücktritt, wie ich nachgewiesen habe, massenhaft sich bekannt hat, unter keinen Umständen damit getilgt werden konnte, gleichwie im Privatleben der Schuldner nicht durch ein Vergehen des Gläubigers liberirt wird.“ Daran schließt sich die Erwähnung, daß in einem Preßprozesse zu Anfang des Jahres 1871 alle gegen ihn erhobenen Anklagen „durch die Zeugenaussagen widerlegt“ worden seien, und daß in dem Handschreiben, durch welches er von dem Amte des Reichskanzlers enthoben wurde, seine selbstlose Hingebung anerkannt werde.

Wir beklagen oft die Armut der deutschen Literatur an Denkwürdigkeiten solcher Personen, welche wirklich Denkwürdiges erlebt haben. Hier liegt nun ein solches Werk vor, verfaßt von einem hochbegabten Manne, den das Schicksal in Stellungen brachte, welche ihm Einblick in das Räderwerk der Politik gewährten und ihm gestatteten, in dasselbe einzugreifen — und was ist unser Gewinn? Wir hören vielerlei Klatsch und Tratsch, erfahren Staatsgeheimnisse, von denen ein Teil hätte Geheimnis bleiben müssen, ein anderer unbeschadet Geheimnis bleiben können, und dürfen uns schließlich erlauben, zu Drenstiernas vielzitiertem Satz eine neue Variante vorzuschlagen: „Du glaubst nicht, welche Rolle in der Weltregierung kleinliche Gesichtspunkte, kleinliche Zwecke und kleinliche Mittel spielen können.“



Zwei Wiener Romane.



Im letzten Winter sind auch einige Romandichtungen an die Öffentlichkeit getreten, die als eine neue Spezies in dieser an Abarten so reichen Literaturgattung bezeichnet werden können. Es ist die Spezies des großstädtischen Romans. In Frankreich, woher diese Mode kommt, und das literarisch fast nur durch Paris vertreten wird, ist der großstädtische, der Pariser Roman längst eingebürgert.